



Keine Wolkengucker, sondern Tennis-Zuschauer in Wimbledon.

KIRSTY WIGGLESWORTH / AP

Die systemgefährdende Krise der Wahrheit

Unser Kommunikationsverhalten erscheint immer mehr Manipulationen ausgesetzt. Täuschen und Tricksen wird normal, wo das Vertrauen in die Macht des besseren Arguments fehlt. Gastkommentar von Eduard Kaeser

Wenn ich einer anderen Person etwas mitteilen will, will ich sie überzeugen, einschüchtern, täuschen, für mich gewinnen; ich will sie «kneten» – griechisch: «másein». Das heisst, Informieren und Massieren sind zwei Seiten ein- und desselben Vorgangs: «The Message is the Massage», um es auf den Reim zu bringen. Am eindeutigsten beobachtbar in der Werbung – auch in der politischen. Nicht die Botschaft selbst interessiert hier, sondern ihre «knetende» Wucht.

Die These ist nicht neu. Der Titel von Marshall McLuhans berühmtem Buch lautete bekanntlich nach einem Fehler des Schriftsetzers «The Medium is the Massage». Der Untertitel hob den Kernpunkt hervor: «Ein Inventar an Effekten» – nämlich an manipulativen Effekten, die ein Medium haben kann. Man kennt dieses Verhalten schon aus der freien Wildbahn. Die Evolutionsbiologen sprechen von der Machiavelli-Intelligenz bei Tieren, einer erworbenen Fähigkeit, die sich der Strategie des «Massierens» bedient: des Irreführens, des Verwirrens, des Übervorteilens.

Schwindender Ruf der Experten

Unser gegenwärtiges Kommunikationsverhalten lässt auf vielen Gebieten den Charakter der freien Wildbahn erahnen, frei nach Nietzsche: den Willen zur Manipulation. Es herrscht ein Selektionsdruck, unter dem man nur durch Täuschen, Tricksen, «Faken», durch «Massieren» des anderen, erfolgreich besteht. Ein Biotop für die Subspezies der Leugner, Profilmotiker, Spinner, Influencer, Trolle, Zyniker. Symptom eines intellektuellen Umweltproblems. Man kann es Krise der epistemischen Autorität nennen.

In modernen, aufgeklärten Gesellschaften gilt das wissenschaftliche Expertentum als solche Autorität. Corona-Epidemie und Klimawandel haben jedoch den Ruf der Experten nicht gefördert. Das liegt gewiss an der Komplexität des Themas, aber auch an etwas anderem: Die Phänomene sind von allgemeinem Belang und wertbeladen, sie gehen Wissenschaftler und Laien dringend und direkt an. Und hier tritt ein gestörtes Verhältnis zwischen den beiden zutage. Ganz offensichtlich daran zu erkennen, dass man den Leuten, die dafür ausgebildet sind, über ein gewisses Gebiet kompetent zu urteilen, nicht mehr glaubt und vertraut. Gleichzeitig aber meint man, mit einer zusammengeschusterten Do-it-yourself-Theorie das ganze gesammelte Wissen einer Disziplin über den Haufen werfen zu können.

Ohnehin sollte man aber epistemische Autorität nicht mit der Autorität von Personen gleichsetzen, seien sie Wissenschaftler, Philosophen oder öffentliche Intellektuelle. Sie liegt vielmehr in intellektuellen Tugenden, auf die ein robustes demokratisches Zusammenleben abstellt: etwa das Überwinden des Ingroup-Outgroup-Bias, das heisst der Neigung, nur gleichen Meinungen Glauben zu schenken und die anderen mit einem Shitstorm zu überziehen; Skepsis gegenüber vorschnellen Verallgemeinerungen und patenten Problemlösungen; das Vermeiden von Argumenten ad personam; das Misstrauen gegenüber Gefühlsexhibitionisten, die ihre Emotionen für Argumente halten, oder gegenüber Leuten, die sich selbst zu Opfern stilisieren; das Ersetzen von moralisierenden Schuldfragen

Was für eine Instanz rufen wir an, wenn wir vom Gegenteil des Quatsches – der Wahrheit – sprechen?

durch empirische Ursachenfragen; ein Gehör für die falschen Töne im Namen «des Volkes».

Aufs Ganze gesehen könnte man einen epistemischen Tugendkatalog aufstellen und ihn mit der Bezeichnung des bekannten Wissenschaftsautors Carl Sagan zusammenfassen: «baloney detection» – Quatscherkennung. Sagan nannte sie eine «hohe Kunst». Aber wer sagt denn eigentlich, was der Fall ist, was ein korrektes Argument, was ein triftiges Urteil? Was für eine Instanz rufen wir an, wenn wir vom Gegenteil des Quatsches – der Wahrheit – sprechen?

Zeitalter der «Kneten»

Unsere Zeit ist von tiefem Misstrauen geprägt. Man erinnert sich an Jürgen Habermas' Spielwiese der Kommunikation, wo der «eigentlich zwanglose Zwang des besseren Arguments» regiert. Dieser «Zwang» hat eine ganz einfache Basis: das Vertrauen in den anderen; das Vertrauen darauf, dass der andere wie ich die Spielregeln des «besseren Arguments» anerkennt. Die Garantie für das zwanglose Gespräch liegt im Kollektiv von Bürgerinnen und Bürgern, welche Erkenntnistugenden kultivieren und tradieren. In dem Masse, in dem das gelingt, gewinnt die Instanz des besseren Arguments an Autorität, können wir die Message von der Massage trennen und damit den intellektuellen Dreckschleudern entgegenwirken, die vor allem eines wollen: «Flood the zone with shit.»

Der spanische Philosoph Ortega y Gasset hat dies bereits vor hundert Jahren erkannt. In seinem Essay «Der Aufstand der Massen» (1929) schreibt er: «Wer Ideen haben will, muss zuerst die Wahrheit wollen und sich die Spielregeln aneignen, die sie auferlegt. Es geht nicht an, von Ideen oder Meinungen zu reden, wenn man keine Instanz anerkennt, welche über sie zu Gericht sitzt.» Fürwahr! Wir leben im Zeitalter der «Kneten». Sie anerkennen keine solche Instanz. Sie haben deshalb auch keine Meinungen, sie sondern Meinungen ab wie Speichel. Und wer diesen Speichel unkritisch resorbiert, untergräbt das Fundament unserer Gesellschaft.

Eduard Kaeser ist Physiker und promovierter Philosoph. Er ist als Lehrer, freier Publizist und Jazzmusiker tätig.

Wohin mit den Landessprachen? Diese Frage stellt Daniel Elmiger, Spezialist für Fremdsprachendidaktik an der Universität Genf, in einem kürzlich erschienenen Buch, das er mit «Das Kreuz mit dem Schweizer Fremdsprachenunterricht» betitelt. Seit einigen Jahren untersucht Elmiger die Entwicklung in einem für die Schweiz empfindlichen Bereich, stellen doch die vier Landessprachen eines ihrer zentralen Identitätsmerkmale dar. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht irgendein Politiker oder eine Politikerin das Hohelied auf den Zusammenhalt der vier Sprachregionen in der «Willensnation» Schweiz anstimmt. Im Sprachenartikel der Bundesverfassung heisst es: «Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften.»

Doch wie steht es mit diesem Willen in der Bevölkerung? Elmiger stellt einen zunehmenden Widerspruch zur verfassungsmässig verankerten Mehrsprachigkeit der Schweiz fest, der sich etwa darin äussert, dass die Landessprachen «ausserhalb ihrer jeweiligen Sprachgebiete an Bedeutung verlieren». Als Elmiger dies geschrieben hat, lag die Untersuchung der Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) zu den Grundkompetenzen in den Schweizer Schulen von Ende Mai 2025 noch nicht vor.

Was das Erlernen der Landessprachen in den Schulen betrifft, spricht er jedoch bereits von einer grossen «Verlegenheit, die sich oft als Verlogenheit, manchmal aber auch als Hilflosigkeit» äussere. Dieses Malaise wurde nun durch die Studie der EDK offengelegt. Gemäss Elmiger geht das Zusammenleben der vier Sprachregionen in der Schweiz uns alle etwas an. Die Tatsache, dass Englisch immer mehr zu unserer Lingua franca wird, sollte Gegenstand einer national geführten Diskussion sein. Was ist in den mehr als zwanzig Jahren geschehen, seit das Frühfranzösisch, neben dem Frühenglisch, 2004 in den Primarschulen der Deutschschweiz eingeführt wurde? Wieso wurde die Effizienz dieses Unterrichts nicht früher überprüft und aufgrund der miserablen Resultate gestoppt oder verändert?

Landessprachen – nur noch ein gleichgültiges Nebeneinander?

Englisch wird immer mehr zu unserer Lingua franca. Die vielgerühmte gelebte Mehrsprachigkeit in der Schweiz sieht sich infrage gestellt. Das kann dem Zusammenhalt des multikulturellen Landes schaden.

Gastkommentar von Marco Baschera

Wieso schwang 2016 Alain Berset, damals der für die Bildung verantwortliche Bundesrat, über dem Kanton Thurgau, der das Frühfranzösisch infrage stellte, die Keule der Staatsräson? Sein Argument war eine Gefährdung des Schweizer Sprachfriedens. Stimmt das? Zeichnet sich die jetzige Situation nicht eher durch eine allgemeine Indifferenz den Landessprachen gegenüber aus, die erstaunlicherweise in den letzten Jahren gerade durch die Bildungspolitik vieler Kantone noch gefördert wurde? Wie Jacqueline Derrer, Französischlehrerin an der Kantonsschule Baden, kürzlich in einem Interview mit der NZZ sagte, hätten «die einschneidenden Refor-

men der vergangenen Jahre» das Niveau des Französischunterrichts gesenkt. Mit der neuen Maturitätsreform wird Französisch in vielen Kantonen weiter an Unterrichtsstunden verlieren, von Italienisch nicht zu reden. Die Aargauer Bildungsdirektorin Martina Bircher bezeichnete in einem Interview mit der NZZ von Anfang Juni die Fragestellung rund um die Mehrsprachigkeit der Schweiz als «Heidiland-Diskussion», die sie als «obsolet» empfinde!

Geht in der Fremdsprachenfrage immer mehr eine Kluft zwischen dem Bund und den Kantonen auf? Was heisst eigentlich Mehrsprachigkeit in Bezug auf die jetzige Schweiz? Handelt es sich um

ein mehr oder weniger gleichgültiges Nebeneinander der vier Sprachen, eine Art von «Vernunftthe», wie sich der ehemalige Welschlandkorrespondent der NZZ Christophe Büchi in Bezug auf die Beziehung zwischen der Romandie und der Deutschschweiz ausdrückt? Hält diese «mariage de raison» so lange, wie der Wohlstand hält? Die Untersuchungen zum Frühfranzösisch zeigen, dass die Kids diese «Räson» nicht verstehen können und wollen. Sie wachsen in einer globalisierten Gesellschaft auf, in der Sprache zu einem Tool verkommt, das dazu dient, weltweit mit möglichst vielen Menschen zu kommunizieren und Handel zu treiben.

Ausdruck davon ist die Anglomanie, die auch die Schweiz fest im Griff hat. Fremde Sprachen sind ein Hindernis, sie zu lernen, extrem mühsam, vor allem, wenn sie durch eine Staatsräson oktroyiert werden. Schüleraustausche helfen hier nur bedingt. Das Fremdsprachenlernen braucht Disziplin, so wie Deutsch und Mathematik. Von besseren Fremdsprachenkenntnissen könnten zum Beispiel die Schweizer KMU profitieren. Wieso melden sie sich nicht zu Wort?

Immer wieder hört man, die Schweiz könne sich glücklich wähnen, verfüge sie über das Englisch. So könnten die vier Sprachregionen wenigstens miteinander kommunizieren. Dadurch geht vergessen, dass das Englisch die lebendigen Beziehungen zwischen den vier Sprachen auflöst, was im grösseren Rahmen auch in Europa passiert. Dadurch gehen alte, bewährte Kulturräume verloren, die wie zum Beispiel in der Schweiz romanische Kulturen mit der deutschsprachigen verbinden, was unter anderem die lange Erfolgsgeschichte dieses Landes erklärt. Eine gelebte Mehrsprachigkeit würde sich im Interesse am Andern, an seiner Sprache und seiner Kultur manifestieren. Wie die Schweiz die rasante Abnahme dieses für sie elementaren Interesses überlebt, wird sich zeigen.

Marco Baschera ist Vizepräsident der Oertli-Stiftung.